

Peace Talking

Erzählung

Veit Heise

7588 / 48287

Kapitel 1

Immer wenn die Nacht hereinbrach, hatte ich das Gefühl, dass mich irgend etwas erdrücken wollte. Deshalb zog ich irgendwann vor, in der Nacht nicht mehr zu schlafen und deshalb auch das Licht brennen zu lassen. Es war einfach eine Vorsichtsmaßnahme, damit mich keine «bösen Geister» heimsuchen konnten. Aber ein solches Leben kann fürchterlich einsam machen. Wer in der Nacht nicht schläft, der ist am Tag nicht frisch genug dafür, um andere Menschen wahr nehmen zu können. Hin und wieder überkam mich einfach eine bleierne Müdigkeit, dann schlief ich einen ganzen Tag — meist traumlos und ohne Erholung. Aber manchmal wurden die Träume regelrecht lasziv, auch wenn mir das unangenehm war. Ich wollte das nicht. Lieber wollte ich echten Sex haben. Nur mit wem? Nach so einer langen Durststrecke hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass es tatsächlich zu einem echten Flirt gekommen war — und was für einer! Frauen, die kleiner als ich waren, also mindestens einen Kopf kleiner als ich, zogen mich einfach magisch an. Und so tauchte diese kleine, aber korpulente Frau auf, Uli hieß sie. Sie hatte ein einfach bezauberndes Lächeln und mich stimmte das sehr zuversichtlich.

«Du siehst einfach süß aus!» entfuhr es mir unverwandt, ohne dass ich es hätte verhindern können. Sie sah mich ganz erstaunt an.

«Und du machst wohl nicht viel Federlesens?»

Nein. Mache ich nicht; ich liebe die direkte Art. Trotzdem streckt sie mir ihre Hände entgegen.

«Walla Walla?» fragt sie mich und ich verstehe nicht recht.

«Kommst du nicht aus Walla Walla?» Ah. Dieses winzige Dorf in Illinois meint sie.

«Nein, ich komme aus Deutschland», antworte ich trocken. Und sie greift meine Hand und macht einen süßen Knicks.

«Uli heiß ich», stellt sie sich vor.

«Und ich bin ...»; wenn ich es genau wissen würde, könnte ich ja auch eine Antwort geben.

«Aber einen Namen hast du doch, oder?» Klar, habe ich einen Namen. Ich habe inzwischen so viele Namen, dass es täglich zu einem Wettstreit zwischen den Identitäten kommen kann. Am liebsten möchte ich mich einfach hinter meiner Schüchternheit verstecken und es dabei belassen. Heute hielt mich irgend etwas von diesem altbekannten Muster ab und ich kam ins Grübeln. «Arie», entscheide ich mich schließlich. Inzwischen schlendern wir einfach eine Straße in Jewett, Illinois entlang und wundern uns keineswegs über die Blicke der Einheimischen, die mich mit meinem ewig zerbeulten Stetson sofort als Tourist identifiziert haben mögen. Mir macht das nichts aus, denn in gewisser Weise stimmt es ja. Auch wenn ich mich nicht jeden Tag so fühle. Dafür fühle ich ihre warme Hand in meiner, während wir an ein paar Häusern in der Adams Street vorbei kamen. Jewett war entsetzlich spießig! Und Uli war genau das Gegenteil.

«Komm, wir gehen ins Diner, einen Milchshake trinken». Klare Entschlüsse konnten immer wieder weiter helfen, besonders, wenn man noch nicht so recht wusste, wie man seine eigene Schüchternheit überwinden sollte. Sie erzählt mir inzwischen, dass es in der Nachbarstadt Teutopolis eine ganze Kolonie von deutschen Aussiedlern gibt. Und es ist ganz in der Nähe, keine zwanzig Meilen von Jewett entfernt. Ob wir mal hinwollten? Nein. Deutsche sehe ich Deutschland genügend. Für Uli ist das unverständlich. Sie vermisst meinen Patriotismus. Und ich verabscheue solchen Patriotismus. Beinahe wäre es zum Bruch der zarten Bande gekommen. Durch so eine «Kleinigkeit» entfacht Streit. Ich bitte darum, mir für eine Entscheidung Zeit zu lassen.

«Geht es dir schlecht?» Nein. Geht es mir nicht. Ich brauche eben länger, als man es vielleicht von einem Mann gewohnt ist. Leider bin ich ganz und gar nicht dieser inkommunikative Standardtyp, den man aus dem Touristenkatalog erwartet.

«Ich hatte mal einen Freund ...» fing sie an zu erzählen, kam dann aber jäh wieder ins Stocken.
«Was ist mit ihm?», fragte ich, auch wenn ich wusste, dass es ungebührlich ist, so offen zu fragen. Aber ich ahnte schon, dass dieser begonnene Satz von ihr etwas ganz schreckliches beherbergen musste, was ihr selbst zum erzählen zu peinlich war.
«Er war eines Tages weg. Einfach so verschwunden. Dabei wollten wir drei Tage später heiraten.»
Man spürte förmlich, dass sie noch immer erbost darüber war, dass plötzlich das Leben eine Wendung nahm und alles anders verlief, wie sie es sich vielleicht erträumt hätte.
«Man kann schließlich nie wissen, wie das Leben endet», vervollständigte ich meinen Gedankengang und blickte ihr dabei in die Augen. Ich sah Erschrecken in ihren Gesichtszügen.
«Du meinst, er ist tot? Wohlmöglich bei einem Unfall ums Leben gekommen — und niemand hat ihn je gefunden?»
«Es könnte auch sein, dass er einfach verschwinden wollte. So wie mein Bruder.» Ja, so wie mein Bruder. Eines Tages war er verschwunden und viele andere suchten ihn. Vielleicht war er ins Ausland gegangen — oder in den Wald, um einsam zu sterben. Wer weiß das schon. Sie sagte diesen stereotypischen Satz, mit dem ich bei den Amerikanern niemals klar komme:
«Das tut mir aber leid.» Was sollte ihr daran leid tun? Schließlich ist es nicht ihre Schuld. Es ist nur eine Floskel der Anteilnahme. Nur dass wir sie einfach missverstehen.

Wenn ich nachts alleine an meinem kleinen Schreibtisch im Comfort Inn Hotel in Casey sitze, dann muss ich immer wieder an diese kleine Unterhaltung denken. Ich hätte Uli sicher noch viel sagen können. Was blieb mir aber anderes als Zurückhaltung, wenn ich nicht zu direkt auf schmerzliche Wunden in ihrem Herzen eingehen wollte. Ließ ich meine Erinnerung weiter schweifen, dann entwickelten sich in meinem Geiste weitere mögliche Dialoge.

«Ich hatte mal einen Freund. Am Anfang hatte ich mich noch recht gut mit ihm verstanden. Richtig verliebt war ich.» In ihren Augen konnte ich jetzt das Lachen sehen.

«Doch eines Tages verebte alles; vielleicht hatte er noch eine andere Freundin. Und dann blieb er plötzlich verschwunden.» Ja, verschwunden wie mein Bruder.

Nun ich: «Das tut mir aber leid.»

Sie streicht mir über den Handrücken und antwortet beruhigend.

«Nicht dafür. Du kannst ja nichts dafür.» Das ist genau diese Komponente in dieser Floskel, die wir oft nicht verstehen wollen. Wir wollen gerne leiden, mitleiden. Aber selbst das wissen wir nicht, wie wir das tun sollen. Wir leiden deshalb auch lieber ganz stumm für uns alleine, so wie ich jetzt in meinem Zimmer im Comfort Inn Hotel in Casey, Illinois. Nachts um halb drei. Auch wenn es noch finstere Nacht ist, allein durch meine Hoffnung vermute ich am östlichen Horizont, da, wo New York und noch weiter entfernt auch Europa liegt, einen hellen Schimmer am Horizont. Aber ich merke schnell, dass es nur die hellen Flutlichter an der Interstate 70 sind, die im Süden des Hotels entlangführt. Ein tiefes, dauerhaftes Brummen, einzelner Lastkraftwagen, die in der Nacht über den Highway fahren, ist die Begleitmusik an dem offenen Fenster vor meinem kleinen Schreibtisch.

Ich hätte sie damals gerne in meinen Armen gehalten. Mir war wirklich danach. Doch irgendetwas hielt uns davon ab, denn die Offenheit in unseren Gesprächen, wie wir sie schon in Gedanken zu führen schienen, war größer, als jede zärtliche Geste. Dafür erinnere ich mich noch an einen ganz anderen Dialog.

«Ich hatte mal einen Freund. Aber eigentlich geht dich das nichts an.»

Und damit war das Kapitel verschlossen, für alle Zeiten.

«Und ich hatte mal eine Freundin, die wollte mir niemals ihr Herz ausschütten.»

Jetzt ihren festen Händedruck.

«Vielleicht sind ihre Gedanken einfach zu schwer für dich gewesen.»

Das glaube ich kaum! Meine Schultern haben schon viel zu tragen gehabt. Und ich wäre gerne der Träger ihrer Last gewesen. Nicht nur aus Menschenfreundlichkeit. Auch aus wahrer Zuneigung.

«Wenn sie es nie probiert hat, wie er es tragen kann, dann kann sie das auch nicht wissen.»

Jetzt die schnippische Antwort. «Das kannst doch du überhaupt nicht wissen!»

Doch. Und ob ich es weiß. Ich weiß so vieles, wo von ich selbst noch nicht einmal geahnt habe, dass ich es schon längst gewusst habe.

«Sie hätte es zumindest mal auf den Versuch ankommen lassen können.»

«Meinst du wirklich?»

Jetzt konnten sich ganz andere Perspektiven auftun. Langfristiges denken.

«Wenn zwei Menschen einen Gedanken gleichzeitig haben, dann sind sich schon dazu bestimmt, diesen einen Gedanken auch gemeinsam zu verfolgen.»

Ich wusste, dass sich das sehr prophetisch anhörte und dass es erschreckend klingen musste. Aber ich hatte nicht mit ihrer Reaktion gerechnet.

«Ich denke gerade, wir sollten uns einen gemeinsamen Gedanken aussuchen.»

Das war Wasser auf meine Mühlen! Das übertönte sogar das Rauschen des Straßenverkehrs auf der Interstate 70. Selbst ein defekter Auspuff eines mit gleichmütigen fünfundfünfzig Meilen dahin rauschenden Personenwagens konnte dieses Mühlenrauschen nicht übertönen; so sehr er sich auch Mühe gab.

«An welchen Gedanken hast du dabei gedacht?» hätte ich fragen können. Aber es ist schlecht, wenn man seinem Gesprächspartner eine Gegenfrage zurückwirft. Das schafft Verunsicherung. Und Verunsicherung kann gerade gewonnenen Boden nicht gut machen. Also überlege ich mir eine Antwort, die sich von selbst mit Klugheit füllen kann.

«Der Gedanke an die Zukunft sollte für alle Menschen wichtig sein.»

Wie sehe ich meine Zukunft? Es ist das allerletzte Mal, dass ich in Nordamerika weile. Wir schreiben das Jahr 2002 und die Welt hat sich verändert. Jetzt haben die Falken das Sagen. Niemand wird sie jemals wieder stoppen können. Unseren ganzen Idealismus haben wir für Nichts über Bord geworfen. Alles wird jetzt reglementiert werden. Es ist Mai und im Juni werde ich nicht mehr hier sein.

«Was würdest du tun, wenn Du nicht mehr in Amerika wärest und du wüsstest, dass du niemals mehr dort hin zurückkehren könntest?» Eine gewagte Frage! Ich wusste, dass ich sie jetzt damit in furchtbare Verlegenheit gebracht hatte. Ich hoffte inständig, sie würde sich das niemals vorstellen können und wäre auch nicht bereit dazu gewesen. Jedoch überraschte sie mich aufs Neue:

«Wenn ich nicht mehr in mein Land zurückkehren könnte, dann würde aus mir eine ganz andere Person werden.»

Wie Recht sie doch hatte. Wäre das auch eine Antwort auf das Verschwinden meines Bruders?

«Einfach so? Ein anderer Mensch?»

«Ja, ein ganz anderer Mensch. Vielleicht etwas melancholisch, aber ich hätte dann ganz andere Ziele.»

Stellen wir uns das vor. Ein Mensch, entwurzelt, noch ein wenig orientierungslos in der neuen Umgebung, wird von seinen früheren Zielen einfach fortgerissen. Dann stellen sich ihm plötzlich Anforderungen in den Weg, eine fremde Sprache, ein fremder Klang der Sprache, die ihn auch innerlich zum Fremden werden lässt. Ein Mensch, fremd in der Ferne, keinen Bezug mehr zu Heimat, wo soll er Hoffnung schöpfen? Dieses Gefühl der Verlorenheit. Und aus dieser Situation heraus soll ein Mensch

eine neue Orientierung finden? Genau in diesem Moment konnte ich mir das nicht mehr vorstellen. Aber es gibt immer einen kleinen hellen Schimmer am Horizont! Auch wenn er von Flutlichtlaternen stammen sollte.

«Als erstes brauchst Du einen Mensch des Vertrauens».

Und wie man diesen Menschen braucht. Genau das ist der Punkt, aus dem heraus die meisten Beziehungen gegründet werden, die schon nach kurzer Zeit wieder zum Scheitern verurteilt sind. Wenn aus dieser Vertrauensbeziehung keine wahre Freundschaft werden kann, dann wird sich nichts mehr weiterentwickeln können, was über diese Situation der Verzweiflung hinaus geht.

«Als erstes braucht man den Glauben an eine Zukunft, und dass sich in dieser Zukunft auch eine Wendung zum Glück ergeben kann».

So gibt sich ein Gedanke die Hand dem anderen Gedanken. Sie lächelt mich an und sagt nur

«Wenn es kein Glück gäbe, dann stünden wir nicht hier vor dem Diners!».

Ich glaube, das war nach so vielen Jahren der süßeste Milchshake, den ich genossen habe.

«Wenn ich wehmütig wäre», antwortete ich ihr darauf, «würde ich dir sagen: Wer hat schon so viel Glück. Aber du weißt es bestimmt besser».

Kapitel 2

Ein Morgen, den ich halbschlafend im Frühstücksraum meines Hotels in Casey verbringe, beginnt meistens damit, mir einen Platz mit meinem Stapel Manuskripten zu sichern. Gleich steht auch jemand vom Service neben mir und gießt mir freundlich grinsend Kaffee in meine Tasse und stellt die noch volle Kanne neben mein Gedeck.

«Thank you.»

«You're welcome.»

Es sind stereotype Monologe der Freundlichkeit. Hilflöse Floskeln des Wissens, dass wir an dem Schicksal des Anderen nichts mehr ändern können. Ich werde in zwanzig Tagen wieder abreisen und einen Kontinent zurücklassen, ohne den *ich* auskommen kann, aber nicht diese Menschen, die hier leben.

Während ich mir Flakes und Milch und ein paar Scheiben Brot hole, dazu noch eine Scheibe Lachs, der sicher niemals ein norwegisches Fjord von innen gesehen hat, denke ich über mein Date mit Uli nach. Und was ich daraus gelernt habe. Hilflosigkeit einfach zu akzeptieren. Auch die eigene Hilflosigkeit. Die Metapher mit dem Fremden im fremden Land, der nie wieder seine Heimat betreten kann, hat mir geholfen, zu verstehen, wo ich *hier* bin. Ich bin ein Fremder, in einem fremden Land. Aber ich werde in zwanzig Tagen wieder zurückkehren, auch wenn ich danach nie wieder in diese Fremde zurückkehren werde. Was auch immer der Grund dafür sein mag. Ich gehe in ein selbst gewähltes Exil in die Heimat zurück — so absurd sich das anhören mag: die Heimat als Exil.

«Ich wünschte du könntest mit mir in meiner Heimat bleiben», hatte sie zu mir gesagt. Ein Wunsch, den ich wohl keinem Menschen erfüllen können werde. Weil meine Heimat vor knapp fünfzig Jahren zerstört wurde und ich, dieser Heimat entrissen, nur noch aus der Ferne ihre Trümmer betrachten durfte, die sich Jahr für Jahr anhäuften. Trümmer aus Menschenfleisch, aus zerstörten Hoffnungen und aus Unfreiheit.

«Living in America»¹ kommt mir als Songtitel in den Sinn und bleibt dort als Ohrwurm hängen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich hier wirklich leben wollte. Es ist, wie viele andere Orte auch, nicht meine Heimat. Wir sprachen gestern davon, wie es ist, wenn ein Mensch seine Heimat verliert. Und ich erlebe gerade mit, wie eine ganze Nation ihre Heimat verliert. Nach «nine-eleven» kann das Amerika der Amerikaner nicht mehr das Amerika bleiben, was es früher einmal für die Amerikaner war. Die grenzenlose Freiheit ist Geschichte. Und sie wird niemals wiederkommen. Auch nicht in hundert Jahren.

Ich wende mich meinem Manuskript zu, das inzwischen ein kleiner ansehnlicher Stapel an Notizpapier geworden ist. Mein früherer Vortrag über «Sozial-Ökologie und Zukunft in *Einer Welt*», wohlgemerkt eine andere *One-World*, als sie von Truman und Eisenhower gedacht war, erfüllt jetzt kaum noch einen der Ansprüche, die ich mir selbst gesetzt hatte. Um mich etwas von dem Dilemma abzulenken, kann ich der Verlockung nicht widerstehen, zu Hause in Deutschland anzurufen. Es ist dort gerade ein Uhr nachts. Aber es ist schön eine, wenn auch schon verschlafene Stimme aus der *Heimat* zu hören.

«Wie geht es Dir?»

Wenn ich das jemals auf Anhieb wüsste. Ich sage einfach, dass es mir gut geht.

«Hast du schon gefrühstückt?»

«Ich bin gerade dabei», aber man merkt an jedem Ton meiner Antwort, dass es nicht das ist, was ich an Frühstück gewohnt bin. Es fehlen mir die morgendlichen Unterhaltungen.

¹ Living in America, S.O.U.N.D.S., 2002, Album der schwedischen Rockband.

«Wenn ich nicht so schrecklich müde wäre», sage ich schon. Einfach um keine Leere in der Unterhaltung aufkommen zu lassen.

«Hast du nicht genug geschlafen?» Nein. Wann sollte ich?

«Du weißt doch...»

«Du brauchst aber deinen Schlaf für deine Kraft zum arbeiten!»

Braucht man für anderes keine Kraft? Oder besteht das Leben wirklich nur noch aus Arbeit — und sonst nichts weiter? Dann ist es kein Leben mehr.

«Hat das mit dem Date wenigstens geklappt?»

«Ja, schon. Aber ...»

Unschlüssiges Brummen in der Leitung, das sich in zig Echos wiederholt.

«Ich wünsche es Dir so, dass noch Kontakte zustande kommen».

Wie wahr. Aber dennoch bekommt alles den Charakter eines Scheiterns auf der ganzen Linie.

Nach dem Frühstück gehe ich noch mal auf mein Zimmer. Der Room-Service war schon da. Das scheinen wirklich unsichtbare Geister zu sein, die jeden Morgen, noch während ich im Frühstücksraum weile, geradezu darauf lauern, meine Heimat in der Fremde zu betreten und deren Vorstellung von Ordnung zu verwirklichen. Es wird aber nichts so verändert, dass ich meine Heimat nicht wiedererkennen würde. Ein Stück Identifikation zu diesem Fleck Boden, den ich zur Zeit mein Eigen nenne, bleibt. Jedoch habe ich bislang niemand vom Room-Service zu Gesicht bekommen.

Ich blicke auf meinen Stapel Manuskripte. Ich bin unschlüssig, ob ich mich noch eine Weile hinlegen soll oder ob ich mich wieder an meinen Schreibtisch setze, um weiterzuschreiben. Ich entscheide mich für letzteres. Mir kommen wieder Hunderte von kleinen Fetzen zwischenmenschlicher Szenen in den Sinn, die sich im Lauf der Zeit ansammeln. Und ich bleibe im Geist bei den Dialogen hängen, die sich am Tag zuvor mit Uli ergeben hatten.

«Wenn es kein Glück gäbe, dann stünden wir hier nicht vor dem Diners!»

Dieser Satz macht mich immer noch wehmütig.

«Wir können jedoch nicht immer davon ausgehen, dass wir im Glück leben. Wir müssen auch etwas dafür tun — selbst etwas tun».

«Wir können doch nicht alles selber tun?» In ihrem Gesicht waren sowohl die Zweifel meiner Behauptung gegenüber anzusehen als auch der Zweifel an ihren eigenen Worten.

«Glück stellt sich ein, wenn wir mit uns selbst in Frieden leben», zitiere ich eine altbekannte Weisheit.

«Amen.» Aber es klang keineswegs verächtlich oder abschätzig aus ihrem Munde. Es klang so, wie man eine unumstößliche Wahrheit manifestiert und sie zur Säule der Menschheit erstarren lässt.

Das mit dem mit sich selbst in Frieden leben, lernte ich gerade erst langsam. Aber glücklich war ich damit keinesfalls. Glücklich sein ist keine Portion Sahnetorte, die man sich eben mal bestellen kann und sich dann einverleibt. Glücklich sein ist harte Arbeit. Und das immer wieder. Und da man zu Beginn dieser Arbeit nicht weiß, wo der Anfang dieser Perlenkette von Aufgaben ist, greift man einfach irgendwo hinein, greift nach einer dieser Perlen und wundert sich, dass es so nicht geht. Zuerst muss die davor liegende Aufgabe bewältigt haben. Und betrachtet man diese, kommt wieder eine zuvor. Und wieder, und wieder.

«Du bist sicher misstrauisch, ob ich nicht etwas vollkommen anderes von Dir will. Stimmt's?» frage ich sie und sie schaut mich nach innen fragend an.

«Sicher bin ich das. Bin ich bei jedem Mann».

«Ja, ich vergaß». Aber diese Worte aus meinem Mund klangen wieder einmal so resignierend, wie sie

oft klingen, wenn ich keine Alternative parat habe, mich verständlicher auszudrücken.

Sie steht da, deutlich erkenne ich, dass sie auf mehr wartet, als diesen überflüssigen Kommentar.

«Was wäre, wenn ich es nicht wäre?» — Ich hatte keineswegs vor sie zu provozieren.

«Wenn du was nicht wärest?» Demonstrativ dreht sie sich um, von mir weg und ich sehe ihren braunen Pferdeschwanz, wie er aufsässig zwischen ihren Schulterblättern wippt und mein Blick rutscht nach unten, um ihren Po in der doch viel zu engen Jeans zu betrachten. Und um es einfach zu vervollkommen, kommt mir in den Sinn, dass sie es vielleicht überhaupt nicht wert ist. Gleichzeitig dazu sowohl das Schuldgefühl, ihr mit dieser Beurteilung nicht gerecht zu werden und ohne sie vorher danach um Erlaubnis gefragt zu haben, ihr Hinterteil betrachtet zu haben. Diese Lüsterheit ...

«Ist es nicht eine Schande?» fragt sie, während sie sich wieder umdreht.

Ich zögere und denke nach, während sie sich milde lächelnd auf einen Sandsteinbrocken setzt, der am Rande einer Grünanlage in der Adams Street in Jewett liegt.

«Was meinst du mit ‘Schande’?»

«Wir vergeuden Zeit mit etwas, was wir schon längst hätten getan haben können, wenn wir wirklich daran glauben würden, dass es jemals existiert hätte».

«Wir vergeuden keine Zeit. Ich denke nach, für meinen Teil.»

«Über Frieden, Liebe, freien Sex?»

«Nein. Über den Sinn des Frieden haben Wollens.»

«Willst Du den Frieden?»

Genau darüber hatte ich nicht genau genug nachgedacht, weil es mir absurd schien, in einem Land, dass sich nichts sehnlicheres zu wünschen schien, als den Krieg. ‘Sie wollen den Krieg nur, damit ihre Seelenfrieden finden’. Und da werde ich gefragt, ob ich den Frieden will. Ja. Ich weiß allerdings auch, dass für Frieden immer ein schrecklich hoher Preis gezahlt werden muss. Entweder sterben Millionen Unschuldige oder alles wird dem Konsum geopfert, der die Zweifler mundtot machen soll.

«Ich möchte eine andere Art von Frieden», stellte ich fest.

«Und du meinst, wir finden den hier, genau an dieser Stelle?»

Sie stand von dem Sandsteinbrocken auf und streckte ihre Hand nach mir aus.

«Komm, ich zeige dir was. Aber du musst mir zuerst versprechen, dass du es dir auch anschaust. Dann begreifst du vielleicht, was Frieden ist.»

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu nicken. Und sie ergriff die eine Hand von mir und marschierte los, in Richtung eines Autoverleihers, so dass ich gerade noch hinter her kommen konnte.

Beim Autoverleiher mietete sie einen quietschgelben Ford Camaro für einen Tag. Mit dem Wagen fuhren wir über Land nach Marshall, Illinois. Dort gibt es ein kleines Museum über die amerikanischen Unabhängigkeitskriege in der Beech Street, Ecke 7th Street North. Uli klingelte an der Eingangstür und wechselte ein paar Worte mit dem Inhaber des Museums, der nur für angemeldete Besucher öffnete oder einigen, wenigen Touristen sein geschichtsträchtiges Reich vorführte. Als ich eintrat, roch es muffig und staubig, aber gegenüber draußen war es angenehm kühl. Uli nahm mich wieder bei der Hand und zog mich hinter sich her, während sie dem Inhaber noch einen Gruß zurief, bevor dieser sich wieder in seinen Aufenthaltsraum zurückzog. Dort lief gerade die Wiederholung eines bedeutenden Baseball-Spieles.

«Schau, das war George III., der dem englischen Mutterland und der Krone den Rücken zu stärken versuchte. Damals hatte die englische Krone den Kolonien in Amerika die Ansiedlung von Industrien verboten, damit sie teure Waren vom Mutterland einführen mussten.» Sie zeigte auf das staubige Bildnis von George III., der eigentlich Georg Heinrich Friedrich von Hannover hieß, und gleichzeitig

der König von Großbritannien und Herzog von Braunschweig und Lüneburg war. Altes Welfengeschlecht.

«Auch durfte man damals nicht westlich der Appalachen siedeln und man begrenzte so auch den Wirtschaftsraum für die amerikanischen Siedler aus dem alten Europa». Der Begriff 'altes Europa' klingelt mir noch in den Ohren, seit ich den aus dem Munde Donald Rumsfeld gehört habe.

«1767 lehnte die britische Krone weitere Bestrebungen Amerikas nach mehr Selbständigkeit und Handelsfreiheit ab.» Ein Bild zeigte eine Milizgruppe der Amerikaner, die eine britische Fahne verbrennen und sie über ein loderndes Lagerfeuer hielten.

«Du kennst dich wohl sehr gut in der Geschichte aus?» frage ich sie. Sie grinst mich nur an.

«Ein F im College!» Ja, eine Note, die sich sehen lassen konnte. Ich hätte auch gerne eine zwei in Geschichte gehabt, ein anderer Lehrer wäre dafür allerdings von Nöten gewesen.

«Mach weiter. Jetzt wird's sicher spannend.» Ich schließe sie in meinen Arm, während wir wieder ein paar Schritte weiter schlendern. Vor den Bildern von Samuel Adams und Thomas Jefferson bleiben wir stehen.

«Während des Siebenjährigen Krieges von 1756-1763 in Europa war das britische Königshaus finanziell in große Bedrängnis geraten. Man versuchte nun in den amerikanischen Kolonien durch höhere Steuern und Abgaben die Kriegskosten wieder hereinzubekommen. In Boston kommt es daraufhin zu mehrfachen Übergriffen. Die britische Krone schickte freie Söldnertruppen nach Amerika und nach dem ersten Boykott 1770 kommt es im Jahr 1773 am 16. Dezember zur berühmten 'Boston Tea Party'.» Wenige Schritte weiter stand eine Vitrine mit dem Tagebuch von John Adams. Hier stand geschrieben: *“Gestern wurden drei Ladungen Bohea-Tee ins Meer geschüttet. Heute morgen segelte ein Kriegsschiff los. Dies ist die bisher großartigste Maßnahme. Dieses letzte Unternehmen der Patrioten hat eine Würde, die ich bewundere. Das Volk sollte sich niemals erheben, ohne etwas Erinnerungswürdiges zu tun; etwas Beachtenswertes und Aufsehenerregendes. Die Vernichtung des Tees ist eine so kühne, entschlossene, furchtlose und kompromisslose Tat, und sie wird notwendigerweise so wichtige und dauerhafte Konsequenzen haben, dass ich sie als epochemachendes Ereignis betrachten muss.”*²

«Ich bewundere dich, wie du dich für deine Geschichte interessierst. Bei uns in Deutschland ist dieses Interesse schon eher bedeutungslos geworden. Die Geschichte hat einen Makel, den sie nicht mehr abwaschen kann.»

Sie blickt mir ins Gesicht und nickt.

«Aber,» sagt sie, «hier in Amerika hat die Geschichte auch einen Makel. Schließlich haben damals die Siedler erstmals versucht über die, von der britischen Krone festgesetzte Grenze im Westen, in den Indianergebieten zu siedeln. Hierbei wurden schon mehrere Autoritäten verletzt. Heute wird diese Siedlung als patriotischer Akt missverstanden. Dabei war es letztlich nicht viel mehr, als eine kriminelle Handlung.»

Ja, ich verstand. Der Friede, den man heute meint, basiert auf einem Krieg, der im Grunde es nicht wert war, überhaupt geführt zu werden.

«Trotzdem ist die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 ein Resultat eines privaten Kleinkriegs der 'Söhne der Freiheit', die nur eine kleine bewaffnete Vereinigung darstellten.»

«Oh, das lernt man auf deutschen Schulen?», fragt sie mich erstaunt.

«Nein, das lernt man bei uns nicht. Aber ich habe mich auch ein wenig damit beschäftigt. Gerade weil es so paradox ist, dass ein kleiner Aufruhr in einem Massaker und der wohl bedeutendsten Unabhängigkeitserklärung der Menschheit endet: dem Frieden von Versailles von 1783.»

² John Adams: Tagebuch und Autobiographie, Eintrag 17. Dezember 1773.

Man stelle sich das vor. Da treffen sich Mann und Frau, die sich vorher noch nie kennen gelernt hatten, zu einem Date und diskutieren Weltgeschichte und Philosophie. Während ich vor meinem Manuskript sitze, muss ich daran denken, wie ehrfürchtig Uli mich ansah und wie stolz sie darauf war, jemanden gefunden zu haben, der sich wie sie für Geschichte interessierte.

Geschichte war für sie, ebenso wie für mich, keine bare Aneinanderreihung von Ereignissen, die zufällig entstanden waren. Alles hatte seine Kausalität. Als sie mir den ersten Kuss auf die Wange drückte, hatte ich ihr gerade erklärt, was es mit der *Stempel-Steuer*³ der Briten auf sich hatte. Noch nie hatte sie einen Europäer getroffen, der so viel von der amerikanischen Geschichte wusste.

«Ich sehe schon,» flüsterte sie mir ins Ohr, «dass du mir eines Tages noch unsere Geschichte erklären wirst.»

«Wir wollen es nicht gleich übertreiben. Aber lernen kann ich immer noch von dir.»

Wir schlenderten Weiter im Museum und schauten uns viele Bilder über die historischen Ereignisse von 1770 bis 1775 an. Dann kamen wir zu einem Schaubild, auf dem der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg von 1775 bis 1783 abgebildet war. Eine fast endlose Liste von Schlachten, die in dieser Zeit geführt wurden und viele, viele tote Generäle auf allen Seiten. Inzwischen waren auch die Franzosen als Verbündete der amerikanischen Kolonien in diesen Krieg gezogen. Und es gab Abertausende von Toten und Verwundeten.

Für was werden eigentlich Kriege geführt? Oder, wer führt vielmehr diese Kriege? Durch die Angriffen gegen Afghanistan habe ich den Begriff *War Lords* gehört. Ein Begriff der deutlich macht, was dahinter steht. Es sind einzelne Menschen, die sich zum Herrscher über Leben und Tod ihrer Untergebenen aufschwingen, ohne über deren Einzelschicksale nachzudenken. Das ist wohl auch, was Uli mit dem Wort *Patriotismus* bezeichnet.

«Ist es unpatriotisch, gegen einen Krieg zu sein?» fragte ich sie.

«Solange das Leben der Menschen in der eigenen Nation bedroht wird, wäre es tatsächlich unpatriotisch, gegen einen Krieg gegen den vermeintlichen Angreifer zu sein.»

«Ah, danke. Du lieferst mir das Stichwort: vermeintlichen Angreifer.» Ob sie sich dieser kleinen Einschränkung bewusst war?

«Das muss natürlich erst einmal bewiesen werden.»

«Du denkst also auch, dass es nicht geklärt ist, wer das vermeintliche Attentat am 11. September verübt hat?»

Uli schien doch ein wenig verunsichert. Die Frage war wirklich nicht einfach zu beantworten. Schließlich hatte man nur Gesichter von versteckten Beobachtungskameras gezeigt, noch ein paar ältere Passfotos. Damit konnte man keinen wahren Feind identifizieren.

Wir schlenderten noch eine ganze Weile stumm durch das kleine private Museum über den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg in Marshall, Illinois. Dann stiegen wir wieder in unseren gelben Camaro und fuhren wieder zurück nach Jewett. Zuvor machten wir aber in Casey in meinem Hotel halt und setzten uns ins Restaurant um dort zu Abend zu essen.

«Gefällt es Dir in deinem Hotel?», fragte sie, während sie mit der Gabel nach einem Salatblatt stocherte, dass sich etwas widerspenstig ihren Versuchen zu widersetzen schien.

³ Der Stamp Act diente dazu, auf Stempel extra Steuern zu erheben. Charles Townshend schaffte mit dem Townshend Act diese Stempelsteuer wieder auf und legte sie auf Zölle auf die Einfuhr von Papier, Leder und Tee um. Dieser Townshend Act war der Auslöser für das Boston Massacre 5.3.1770.

«Nun ja, es ist praktisch für den Zweck, für den ich es brauche.»

«Und der wäre?»

«Ich verfasse gerade ein Manuskript für eine Veranstaltung in Joilet, wo ich in vierzehn Tagen einen Vortrag halten werde.»

«Worüber?»

«Über die Notwendigkeit der Erweiterung der NATO im Balkan und Osteuropa, für die Erhaltung eines Friedens in Europa.»

Sie hörte zu kauen auf und überlegte, ob sie das mit dem Bild, das sie scheinbar von mir hatte, vereinbaren konnte.

«Du bist beim Militär?»

«Nein. Ich bin nur ein einfacher *Berater*. Aber ich beschäftige mich viel mit Frieden und Pazifismus.»

«Ah. Jetzt verstehe ich auch deine Bemerkungen von heute Nachmittag.» Sie nahm einen Schluck Rosé zu einem Happen Steak, um dann fortzufahren.

«Weist du, wir Amerikaner in Amerika stehen der NATO recht reserviert gegenüber. Sie ist ein Anhängsel, eine lästige Notwendigkeit. Amerika über alles. Und was es sonst noch so gibt ...» Sie zuckt mit ihren Schultern. «Aber bitte nicht falsch verstehen, da ich deine Arbeit nicht kenne, ist es für mich nicht einzuschätzen, wie wertvoll deine Ansichten vielleicht sind. Und es wäre schön, wenn du mir mehr Allgemeines zum Frieden erzählen könntest.»

Etwas Allgemeines über den Frieden zu sagen, ist die schwierigste Sache an sich. Für eine junge Amerikanerin, auch wenn sie ebenfalls eine Friedensforscherin sein mag, wird es schwer sein, in einer Zeit eines schweren Traumas — das Trauma des 9-11 — einen Ansatz für Frieden zu liefern. Amerika, ihr Land, ihre Nation und ihre Heimat, befindet sich im Krieg, gegen einen imaginären Feind, der so abstrakt ist, wie der Vietcong es niemals hatte sein können.

«Frieden ist ein Geschenk, dass wir Menschen uns gegenseitig machen können. Den Frieden dann zu erhalten, ist Weisheit und Kalkül der Politiker. » Ich knete meine Hände, weil mir ein bestimmter Satz nicht einfallen will, den ich für diese Frage sonst immer parat habe. «Es ist unser freier Wille, unseren Nachbarn Frieden zu schenken. Und wir sind zu freiem Willen fähig, weil wir in einem freien Land leben, mit freien demokratischen Rechten.»

«Du meinst Deutschland?»

«Auch. Aber auch Amerika. Amerika spielt in der NATO schließlich die zentrale Rolle, auch wenn man viel in französischer Sprache kommuniziert. Aber das ist auch ein Teil des Friedens.»

«Meinst du nicht auch, dass man die NATO nur wegen Deutschland und den zwei Weltkriegen erfunden hat?»

«Dass sie heute nicht mehr nötig ist?» frage ich zurück.

«Zum Beispiel.»

Insgesamt stoße ich bei ihr auf das selbe Vorurteil, wie ich es bei vielen anderen Amerikanern auch vorfinde. Irgendwie scheint Europa insgesamt nicht mehr nötig zu sein. Jetzt, wo man vermutet, dass die Attentäter von New York und Washington aus Hamburg kamen, und Hamburg liegt nun mal in Europa, ist in Amerika der Kontinent Europa für viele suspekt.

«Wenn wir Europa aus der Weltgemeinschaft separieren wollen, nur weil in Europa Widerstand gegen den Krieg in Irak existiert, dann treiben wir auch die USA in eine Separation.» Ich war mir nicht sicher, ob ich damit nicht Salz in offene Wunden gestreut habe.

«Das ist wohl etwas übertrieben. Meinst du nicht auch?»

«Vielleicht sollte man die Beantwortung einer solchen Frage die Wähler entscheiden lassen.»
«Wie sieht Europa uns Amerikaner, jetzt in dieser Situation?» Es war spürbar, dass sie dabei mehr als nur auf Tuchfühlung ging.
«Ich, als Europäer, sehe Menschen. Die einen haben ein Interesse an Demokratie und Gerechtigkeit und die anderen leben einen vorgekauften Dogmatismus — egal, ob der sich in Burger oder French-Frites ausdrückt.» Ich lächle sie an und sie fragt mich, ob wir noch einen Spaziergang machen wollen. Draußen ist es zum Abend hin etwas kühler und damit angenehmer geworden.

«Wirklich toll.» sagte sie, nachdem wir schon einige Meilen aufs Land hinausgefahren waren, in Richtung Kankakee, dort wo die wenigen lebenden Indianer heute noch ihre Felder auf eine besondere Art anlegten, die vom Flugzeug aus, wie ein Schachbrettmuster aussah. Ich schwieg dazu, weil ich es immer wieder fürchtete, wenn Menschen mich bewunderten. Nie war ich mir auch sicher, ob es sich um ein echtes Lob handelte oder ob es nur aus einem launischen Gefühl heraus ausgesprochen wurde.

«He!» Ihr Ellenbogen traf mich an der linken Seite, so dass ich erschrak.

«Freu dich doch mal! Was ist los mit dir?» sagte sie aufmunternd.

«Über was?»

«Über alles. Über all das, was du siehst.»

Ich muss blind sein, denn ich sah in diesem Moment wirklich nichts, was mir Freude schenken könnte.

«Erzähl mir!» forderte sie mich auf.

«Von was? Von dir und mir — von mir, nur mir?»

«Erzähle, auf was du am meisten Lust hast.» Sie setzte wieder mal ihr süßestes Lächeln in Szene.

«Manchmal würde ich gerne wieder hier in den USA leben. Bei den Ashawi.»

«Ashawis? Wo?»

«Hast du schon einmal von den Zuni gehört?»

«Nein. Rothäute?» Sie merkte zugleich, dass ich diesen Ausdruck nicht billigte.

«Pueblo-Indianer. Sie leben hauptsächlich in New Mexico und Arizona. Hauptsächlich Ackerbauern und ein bisschen Viehzucht. Ich habe viele Jahre bei Ashawi gelebt. Wäre vielleicht irgendwann einer von ihnen geworden.»

«Hatte ich's mir doch schon gedacht.» Breitgrinsend sah sie mich an. «Nimm es mir nicht übel, aber seit wir das erste mal miteinander telefoniert haben, hatte ich schon immer einen mystischen Menschen vor Augen.» Sie prüfte mit ihrem Blick sogar die Wirkung ihrer Worte. «Erzähl mir mehr!»

Ich fühlte mich in diesem Moment ohnmächtig, etwas über eine Zeit zu erzählen, die ich noch bis ans Ende aller Tage vermissen werde. Aber nach anfänglichem Stocken, kam endlich Fluss in meine Erzählung.

Kapitel 3

Während der Nachtstunden formte sich mein Manuskript zu einem brauchbaren Vortrag über die Notwendigkeit von Friedensunterstützungen im Balkan. Und das zu einer Zeit, in der man damit haderte, einen anderen Staat in Schutt und Asche gelegt zu haben, nämlich Afghanistan — und den Sinn dieser Aktion gänzlich anzuzweifeln. Hinzu kamen die Vorbereitungen für die Präsidentschaftswahl, in der die Falken das Sagen bekommen sollten. Auch wenn es noch lange hin war, bis zur Wahl, dass George W. Bush wiedergewählt würde, war klar wie Hechtsuppe. Und da kam ich nach Nordamerika und versuchte Türen dafür zu öffnen, dass man die militärischen Aktionen in Bosnien und Kosovo weiter unterstützen möge. Die Welt hatte ganz andere Sorgen.

Mein Handy klingelte und Uli meldete sich — zu einer für sie vollkommen ungewöhnlichen Zeit. Darüber war ich wirklich überrascht.

«Erzähl mir mehr über deine Mystik», bat sie mich. «Ich kann nicht einschlafen, wenn ich daran denke, was mir alles entgehen wird, wenn du nicht mehr in den USA bist.»

«So weit entfernt ist Europa aber nun auch nicht!» Ich war ein wenig verstimmt darüber, dass Amerikaner immer meinten, sie seien der Nabel der Welt und Europa würde hinter dem Rand der Erdscheibe liegen.

«Bist du mir böse?» Sie hatte es gespürt, auch wenn ich es nicht offen zu erkennen gegeben habe.

«Nein, dein Anruf und deine Bitte kommt für mich jetzt nur etwas überraschend. Aber ich werde mir einen Kaffee holen und dann werde ich dich gleich zurückrufen. Eine Pause wird mir gut tun.»

Nach dem Auflegen holte ich erst einmal tief Luft. Dann lief ich in die Lounge um mir einen Kaffee aus dem Automaten zu holen. Einen Quarter hatte ich noch.

Wieder in meinem Hotelzimmer angekommen hockte ich mich aufs Fensterbrett meines offenen Fensters und genoss die warme Sommerluft. Ich wählte Ulis Nummer.

«Da bin ich wieder.»

«Es ist wunderschön, deine Stimme zu hören.»

«Ist sie so besonders?»

«Ich glaube ja. Aber nun erzähl mir schon ...» Ich spürte förmlich ihre begierige Ungeduld. So hatte ich sie nun schon ein paar Mal erlebt, aber nie hatte ich diesem Drang folgen können, weil ich mich in vollkommen anderer Stimmung befand. Diesmal wollte ich mich nicht verschließen. Schließlich waren es nur noch neun Tage.

«Wenn du von meiner Mystik sprichst, kannst du mir das näher beschreiben?» Es wäre wirklich hilfreich für mich gewesen, wenn ich mich auf sicherem Boden bewegen könnte. Deshalb war ich klug genug, ihr den Kontext zu überlassen.

«Es ist schwer zu beschreiben, aber ich möchte es versuchen.» Es folgte eine kleine Pause, in der sie sich eine Zigarette anzündete. Ich hörte das Klicken des Gasfeuerzeugs, als es sich wieder schloss. Dann den Atem, der durch die gerundeten Lippen entwich. Beinahe hätte ich den Geruch des Zigarettenrauchs wahrgenommen.

«Du rauchst?»

«Nur wenn ich fürchterlich aufgeregt bin.»

«Das brauchst du nicht. Ich bin kein Gott.» Wieder folgte eine Pause und ein weiterer Zug an der Zigarette. Dann vernahm ich das Geräusch, wie sie die Zigarette im Aschenbecher ausdrückte.

«Du hast Recht. Ich brauch das nicht.»

Ich wartete geduldig. Irgendwo musste sie doch einen Ansatzpunkt finden.

«Arie, weißt du, dass ich mich verliebt habe?» Ich erschrak! Bitte nicht das! In mir schaltete alles auf Fluchtreflex. Aber um nicht damit aufzufallen fragte ich sie, um wen es sich denn handele. Und dass mich das ehrlich freue.

«Hm. Wir brauchen dieses Versteckspiel nicht!» sagte sie ganz trocken. «Du weißt es ganz genau, wen ich meine.»

«Ja. Ich weiß es. Und ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll.» Meine Hirnzellen suchten nach Tausenden von Argumenten, um ihr klar zu machen, dass es keine Möglichkeit geben wird, sich in mich zu verlieben. Egal, ob ich in den USA bleiben würde oder nicht. Das spielte dabei überhaupt keine Rolle.

«Arie! Ich liebe dich!» und am anderen Ende der Leitung begann es zu schluchzen.

«Zwei Individuen auf Irrwegen. Du irrst dich über mich und ich mich über dich.»

«Warum sagst du so etwas?»

«Weil Liebe immer irrational ist. Liebe ist kein Normalzustand. Man muss verrückt sein zu lieben.»

«Und warum können wir beide nicht so verrückt sein?»

Vielleicht weil wir alles besser wissen müssen? Weil wir als Individuen voller Eitelkeiten stecken, die uns immer wieder einreden ‘das kann nicht gut gehen!’ Oder weil wir es niemals gelernt haben und niemals lernen werden.

«Ich möchte nicht, dass du weinst. Vielleicht kann ich dir eine Geschichte erzählen.» Mir fiel ein Text ein, den ich vor langer Zeit verfasst hatte und den ich sogar im Internet veröffentlicht hatte. *Der Schrei am Ende des Sommers*. Es war eine Geschichte, die viel Licht ins Dunkel bringen konnte. *Also erzählte ich Uli von Ilka und Raul, die in einem kleinen Dorf im Wendland aufwuchsen, kurz nach dem Krieg. Und der Armut der Leute im Dorf, die ihr Haus und Hof verpfänden mussten, um genügend Essen zum Leben zu haben. Und immer am Ende des Sommers mussten die ältesten Burschen aus dem Dorf ausziehen, weil sie in der Fremde für sich selbst zu sorgen hatten. Ilka und Raul hatten sich als Kinder schon in einander verliebt und wurden älter und älter. Bis die Zeit gekommen war, dass Raul aus dem Dorf ausziehen musste. Ilka musste zurückbleiben. Als junge Frau war sie ein Heiratspfand und eine billige Arbeitskraft, auf die man nicht verzichten konnte. Raul hätte aber nur gekostet. Also mussten sie sich trennen. Und so stand Ilka an dem besagten Morgen, als Raul sich auf den Weg machte am Straßenrand und schrie ihre Ohnmacht und Wut heraus.*

Uli weinte laut. Die Geschichte hatte sie dermaßen gerührt, nein erschüttert, dass sie laut schluchzen musste.

«Und ich werde auch am Ende des Sommers schreien vor Wut und Trauer!»

«Ja. Auch wenn ich es nicht bis zu mir nach Hause hören werde. Aber ich werde es fühlen.»

Es folgte eine lange stille Pause, bis sie die Stille durchbrach.

«Ich möchte bei dir sein — jetzt.» Und ich wusste, was das bedeutete. Vor allem was es für mich bedeutete.

«Ja.» Mehr vermochte ich nicht zu sagen. Auch wenn ich ‘Nein’ meinte. Aber ich konnte dieses verfluchte Wort nicht aussprechen. Statt dessen überlegte ich mir, wie ich sie versetzen sollte. Es war eine absurde Hölle.

«In einer guten Stunde bin ich bei dir.» sagte sie unter Tränen.

Wenn ich doch nur weinen könnte!

Kapitel 4

Als wir am Morgen gemeinsam aufstanden und ich endlich am Frühstücksbüffet saß, da fühlte ich mich so befreit, wie schon lange nicht mehr. Es war, als wäre mir eine große Last von den Schultern gefallen. Sie setzte sich zu mir, total übermüdet, aber glücklich, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Statt gemeinsamen Sex zu haben, hatten wir eine ganze Nacht geredet. Es war wie ein gemeinsamer Kampf um Befreiung und Unabhängigkeit. Die Sucht, nicht nur den Wissensdurst zu stillen, sondern auch die Erfüllung des Verstandesein zu erleben. Uli sah sich als Schlüssel, der nach einem Schloss gesucht hatte, dessen Tür sie nicht einmal kannte. Und nun hatte sie ihn gefunden — mich.

«Wie kann ich dir danken?» war meine erste Frage, als sie Platz nahm.

«Das brauchst du nicht.» Sie vermied sogar, das Wort ‘wofür’ zu verwenden.

«Ich möchte.» Auch kein ‘aber’.

«Ich freue mich schon auf den Vortrag», lächelt sie mich an. «Es wird etwas werden, was die Menschen hier noch gar nicht erwartet haben.»

«Vielleicht. Vielleicht auch nicht.» Ich mochte mit meiner Arbeit niemals zu viel Lorbeeren verknüpfen, weil ich wusste, wie ambivalent Gefühle der Zuhörer sowohl in die eine, als auch in die andere Richtung umschlagen konnten. Zum Schluss verlässt man trotz aller Vorsicht und Hingabe einen Ort der verbrannten Erde.

«Ein bisschen mehr Selbstvertrauen habe ich schon in dich gesetzt.»

«Danke.»

«Nicht dafür.» Ich sah, wie sie sich bei der sonst üblichen Floskel fast auf die Zunge biss.

Unsere Sprache war, so hatten wir die Nacht über festgestellt, besonders gegenüber Menschen, die wir nicht so gut kannten, eine Sprache der Geringschätzung. Mit ‘Peace Talking’ hatte das nichts zu tun. Wir fanden heraus, dass dieser Begriff wunderbar passen würde. Mit ‘Peace Talking’ bezeichnet man im amerikanischen Englisch das, was wir in Deutschland unter ‘Friedensgespräche’ kennen. Im Zusammenhang bilateraler politischer Bemühungen um Frieden taucht dieser Begriff in den amerikanischen Nachrichtensendungen fast täglich auf — wobei unklar bleibt, unter welchem Vorzeichen das zu sehen ist und ob nicht eine Farce Kalkül der Bemühungen ist. Dabei passt dieser Begriff auch wunderbar dazu, den Vorgang zu beschreiben, in dem sich Menschen im privaten, sehr innigen Gespräch, unter der Vorbedingung von Offenheit und Ehrlichkeit, Stück für Stück näher kommen und einen gemeinsamen geistigen Frieden zu schließen. Dieser Frieden ist dann die Grundlage für eine Koexistenz von zwei Individuen, deren Liebe Ausdruck gegenseitiger Achtung und beiderseitigem Respekts ist. Eine Form von Beziehung, für die es in beiden Sprachen keinerlei einfachen Ausdruck gibt. Nur ‘Freundschaft’ wäre anzubieten, was lange nicht all das ausdrückt, was man beim ‘Peace Talking’ tatsächlich erreicht hat. — Wir hatten also etwas substantiell Neues geschaffen. Nicht nur für uns, auch für alle anderen Menschen.

«Wenn du noch etwas Zeit hast, muss ich dir heute eine Geschichte erzählen.» Sie schaute mir fragend in die Augen, während sie einen Schluck Kaffee trank.

«Nur zu. Ich freue mich darauf.»

«Dann lass uns nach dem Frühstück einen kleinen Spaziergang am Stadtrand machen. Da habe ich einen Friedhof mit einer wunderbaren Parkanlage ausgemacht.»

Ich musste mich unwillkürlich an den wunderbaren Park in Offenbach am Main erinnern, der dort den städtischen Friedhof beherbergte. *Casey Cemetery* war jedoch viel weitläufiger. Dort gab es auch eine Reihe von Veteranengräbern. Als wir dort ankamen, sah man eine seichte hügelige Landschaft, die mit

kleinen Blumeninseln und Bäumen, Büschen und Sträuchern durchzogen war. Dazwischen waren überall Urnengräber, mit kleinen schlichten Kupferplatten, auf denen die Namen der hier Bestatteten zu sehen waren. Die ganze Anlage erschien zwar sehr künstlich, hatte aber etwas, was man vielleicht nur bei japanischen Gärten vermuten würde: stille Harmonie.

«Ich glaube ich weiß jetzt wieder, wie die Geschichte geht», begann sie:

In einer kleinen Stadt in Indiana, nicht weit von hier, lebte ein kleines Mädchen in recht ärmlichen Verhältnissen. Ihre Mutter war die Enkelin einer Iroquoise-Clanmutter und sie selbst wusste am Anfang sehr wenig über ihre wahre Bedeutung. Sie war durch und durch eine Tochter der 'Six Nations', ihr Blut, das Blut einer Onondoga, hatte sich mit so vielen Blutarten durchmischt, aber immer noch blieb sie eine Iroquoise. Da sie es nicht besser wusste, lernte sie vom ersten Tag an die Sprache des 'Weißen Mannes', obwohl ihr Herz täglich fühlte, wie fremd ihr diese Sprache war. Und diese Sprache brachte sie ihrer kleinen Tochter bei. Doch die Tochter wollte und wollte nicht ihre 'weiße Sprache' sprechen lernen. Schon nach kurzer Zeit machte sich die Mutter große Sorgen darüber, dass ihre kleine Tochter nicht ein Wort der 'weißen Sprache' lernen wollte, die sie selbst als einzige Sprache sprechen gelernt hatte.

Sie zog von Arzt zu Arzt und alle Ärzte schüttelten nur den Kopf, weil sie es selbst nicht verstehen konnten, warum das Kind nicht sprechen wollte. Es war weder taub, noch stumm. Seine Sprechorgane waren alle in bester Ordnung und sie hatte auch alle geistigen Fähigkeiten, die sie zum Sprechen befähigen würden. Zum Schluss sagte man einfach: das Kind will nicht. Die Mutter gab sich aber nicht zufrieden und zog mit ihrem Kind nach Panama City im Norden Floridas, um dort einen Mediziner der Iroquoise zu treffen. Er sollte sich das Kind anschauen und ihr sagen, was sie Gutes für das Kind tun könne, damit es endlich sprechen lerne.

Sie kam in Panama City an und in der Stadt musste sie viel herumfragen, bis sie endlich den Mediziner mit dem Namen Deganawidah fand. Sie war völlig müde und erschöpft, als sie bei ihm eintraf. Deganawidah sah, was mit der Frau los war und dachte sich schon, dass sie hauptsächlich wegen des Kindes ihn aufsuchen wollte. Also bot er der Frau ein Lager an, um sich darauf auszuruhen. Und die Frau legte sich auf das Lager und schlief sofort ein. Deganawidah nahm sich derweil des Kindes an und er stellte sehr schnell fest, dass das kleine Mädchen kein Wort der 'weißen Sprache' verstand. Also verfiel er einfach darauf, das Kind in seiner eigenen Muttersprache, die Sprache der Onondogas anzusprechen, denn er selbst stammte aus Syracuse, einer Stadt im Bundesstaat New York — und siehe da, das Kind sprach fehlerfrei die Sprache der Onondoga. Er fragte sie, woher sie diese Sprache gelernt habe, die sonst nur noch von wenigen Tausend Menschen auf der ganzen Welt gesprochen werde. Das kleine Mädchen plapperte fröhlich drauf los, dass Nachts, immer wenn die Mutter schlief, der Geist der Großmutter ihrer Mutter erschien und mit ihr in dieser Sprache gesprochen hätte. Sie zählte auf, was sie alles schon von dem Geist ihrer Urgroßmutter gelernt hätte. Und sie würde einst eine mächtige Clan-Mutter werden und ein eigenes Langhaus besitzen. In dem dürfe zwar auch ihre Mutter leben, aber sie würden sich niemals etwas wirkliches zu sagen haben.

Dem Mediziner Deganawidah blutete das Herz, denn selbst im Schlaf war der armen Mutter nicht anzumerken, dass sie irgendetwas böses getan haben soll, was dieses harte Urteil des Kindes hätte rechtfertigen können.

“Warum willst du nicht mit deiner Mutter sprechen? Was hat sie denn böses getan?”

Da erzählte ihm das kleine Mädchen, wie sie als kleiner Säugling die ersten Worte Onondoga sprach und ihre Mutter sie einfach übergab. Nach der Onondoga Brauch war es Sitte, dass man die Sprechenden nicht unterbrach und dann erst einmal fragte, ob sie noch etwas hinzufügen möchten,

bevor man etwas sagte. Und das habe ihre Mutter niemals tun wollen. Immer hätte sie einfach dazwischen geplappert, wenn sich das kleine Mädchen abgemüht hätte, etwas zu sagen. Daraufhin hätte es den Entschluss gefasst, kein Wort mehr mit ihrer Mutter zu sprechen, weder in ihrer noch in der Sprache des 'weißen Mannes'.

"Würdest du deiner Mutter verzeihen, wenn sie bereit wäre, deine Sprache und deine Bräuche zu lernen", fragte sie der Mediziner Degana-widah. Das Mädchen überlegte nicht lange und willigte ein. Der Hunger nach der Liebe ihrer Mutter war stärker, als jeder Groll, der sich über Jahre gegen ihre Mutter aufgestaut hatte.

Inzwischen war die Mutter aufgewacht und hatte beide belauscht, wie ihre Tochter mit Degana-widah in einer für sie vollkommen fremden Sprache redete. Sofort war sie hellwach und überhäufte Degana-widah mit ihren Fragen. Der Mediziner nahm sie behutsam beiseite und erklärte ihr, die nicht ganz unkomplizierte Lage, in der sie sich befand. Es war jetzt an der Mutter, zu entscheiden, wie wichtig ihr ihre Tochter war — und ob sie dazu bereit wäre, ihr ganzes Leben zu verändern und einer zukünftigen Clan-Mutter der Onondoga ihren Tribut zu zollen.

Es fiel der Mutter nicht leicht. Einerseits wollte sie so bald wie möglich wieder zurück nach Indiana um ihrer Arbeit nachgehen zu können. Sie wollte nicht ihre Wohnung verlieren und sie fühlte sich nicht wohl, wenn sie in der Fremde unter Fremden war.

Degana-widah bot ihr an, sie könne alle Zelte hinter sich abbrechen und sich mit ihrer Tochter bei ihm einquartieren. Bedingung sei jedoch, die Riten und Bräuche der Onondoga zu lernen und so die Wünsche ihrer Tochter zu erfüllen. Sie würde dann auch zu einem Mitglied der Royaneh erhoben, was ihr besondere Aufgaben zukommen lassen würde. Die Mutter musste nicht lange überlegen. Sie lies das Kind bei Degana-widah und zog los, um in Indiana alles aufzulösen. Was genau daraus wurde, erfuhr jedoch niemand mehr. Die Mutter kehrte niemals zurück, um ihr Kind bei Degana-widah abzuholen. Vielleicht schien ihr die Verantwortung zu groß, ihrer einzigen Tochter den Wunsch zu erfüllen, den sie sich schon immer verwehrt hatte.

Als Uli geendet hatte, war ich fassungslos über den Ausgang der Geschichte. Und ich war der Überzeugung, dass 'Peace-Talking' für die Menschen wichtiger denn je war. Man konnte der Mutter keinen Vorwurf machen. Sie war überfordert. Der Vorsprung, den ihre kleine Tochter ihr gegenüber hatte, war riesengroß. Ein erwachsener Mensch hat es schwer, seinem Kind zu folgen, wenn er sich nicht mehr in die Phantasie und die Gefühle eines Kindes versetzen kann — aus welchem Grund auch immer.

«Und, hast du heute dein Langhaus?» fragte ich sie zaghaft und voller Ehrfurcht.

«Noch habe ich es nicht. Aber der Geist der Schöpfer wird mir helfen, irgendwann eines errichten zu können.»

Da wusste ich, dass auch sie es geschafft hatte, die Sprache des 'weißen Mannes' zu sprechen. Ich war richtig stolz auf meine neue Freundschaft.